

# Grenzkoller

Autor(en): **Faesi, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **6 (1938-1939)**

Heft 5

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760233>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Grenzkoller

Von Robert Faesi.

*Der Verfasser wird seine 1915 geschriebene Schilderung der schweizerischen Grenzbesetzung „Füsilier Wipf“ anlässlich ihrer Verfilmung in weitergeführter Fassung bei Huber & Co. Frauenfeld neu herausgeben. Eines der letzten und schwierigsten Stadien des Grenzdienstes schildert er in diesem noch unveröffentlichten Kapitel „Grenzkoller“.*

**W**ieder einrücken! Wieder und wieder mobilisieren vor dem Schulhaus, wieder verladen werden, wieder marschieren, wieder Kantonnements beziehen, wieder Soldatenschule, Kompanieübungen, innerer Dienst... Tausende von Achtungstellungen, Wagenladungen von Gewehrgriffen — aber wurden sie noch exakter? — hunderte von Wachtstunden — und jede schien sich länger zu dehnen! In ungezählten Brunnenrögen hatte man den fettigen Gamellendeckel abgewaschen, von den Marschschuhen Staub und Dreck jedes Landesteils abgeklopft.

Wurde man nicht häufiger aufgeboten als andre Truppenteile? traf man es nicht misslicher als die Nebenkompagnien? In den letzten vierzehn Tagen zum Beispiel: Abends in einem gottverlassenen Nest ohne ein noch so lausiges Beizlein, tagsüber von früh bis spät hier oben in der „Villa Durchzug“. Ueber diesen Namen, der kühn verschnörkelt auf einem Holzbrett prangte, — verwaschen aber und von Wind und Wetter abgelaugt in fast vier Jahren — über den Namen lachte keiner, der die Villa zu bewohnen hatte, denn er erwies sich von einer erschreckenden Treffsicherheit, ja es war, als sei die Villa eigens und extra zur Veranschaulichung dieses Namens gebaut worden.

Der Nebel, der in trüben Schwaden durch die fehlende Seitenwand, zwischen den Bretterritzen, unter der Türschwelle durchkroch, die Windstösse, die eisig in die Aermel und durch den hochgeschlagenen Kragen des Kaputs einschlüpften bis ins innerste Mark, die Tropfen, die vom stroh- und reisigbedeckten Dach mit monotonem Takt und pedantisch genau an den selben Fleck des Lehmbodens niederklatschten, — das alles überzeugte bis zur Unerträglichkeit: Du hockst in der Villa Durchzug. Das einzig Stichhaltige und Verlässliche war der überhängende Fels, an dem sie klebte.

Bisweilen hatte man sie so satt, dass man sich von der Feuerstelle erhob und hinausschlich, die Pfeife zwischen den Zähnen, die rissigen Hände tief in den Taschen. Zwischen zwei Nebelschwaden wurde dann und wann der Doppelposten beim Grenzfähnlein vorn sichtbar, oder da und dort eine verkrüppelte Arve, ein paar krächzende Bergdohlen über einem Schneefeld. Und gleich wieder legte sich die graue Binde dicht um die Augen und der graue feuchte Alb setzte sich auf die Brust.

So schlüpfte man wieder hinein und kauerte, möglichst nah der roh gefügten Herdstelle, über deren Feuer ein Kessel mit heissem Tee kochte, auf den Baumstumpf oder das knarrende Brett oder ein Reisigbündel oder den stäubenden Zementsack. Diese Sitzgelegenheiten, die an Unbequemlichkeit mit einander wetteiferten, reihten sich um die umgestülpte leere Holzkiste, die wahrscheinlich einmal mit Konservenbüchsen gefüllt war und wegen ihrer eidgenössischen Stempel die Bundeslade genannt wurde. Eine profane Bundeslade: sie diente als Jasstisch. Stundenlang klatschten eintönig die abgenutzten Karten drauf nieder — wie auf den Boden daneben die Regentropfen. „Stöck — Ober — Trumpf“ — das waren die einzigen Worte, die träg und tonlos von den Lippen fielen.

Wipf, Meisterhans und Schatzli drehten die schmutzigen Kartenblätter zwischen den froststeifen Fingern, ein paar Kameraden guckten ihnen über die Schulter gelangweilt zu. Hungerbühler kauerte, zur Mumie zusammengeschrumpft, vor dem Herd und stocherte mit schläfrigem Blinzeln im abschwachenden Feuer herum. Leu, abseits, starrte in ein feuchtes Zeitungsblatt.

„Es soll einmal einer gestorben sein beim Mischeln“ knarrte Füsilier Schatzlis ärgerliche Stimme. Meisterhans, dem der Vorwurf galt, erwachte halb aus seinem Staunen und schob das Kartenspiel Wipf zum Austeilen hin. Ein Windstoss machte die Blätter flattern.

„Jetzt faulen wir schon wochenlang in dieser Bude und keinem wär's eingefallen, das Loch dort zuzunageln. Meine Rheumatismen werden chronisch wie dieser gottverlassene Weltkrieg“. Meisterhans kroch tiefer in den Kaputkragen hinein.

Schatzli streckte sich träg. „Alles hat seine Grenzen, nur der Grenzdienst ist grenzenlos.“

Aber er musste von dem übellaunigen Meisterhans hören, über

diesen abgestandenen Witz verziehe schon längst der Blödeste nicht mehr die Lachmuskeln. Worauf er sich gekränkt in Schweigen hüllte.

Wipf hatte endlich ausgeteilt; die Karten fielen, drei und wieder drei, aus den Händen auf die Kiste. Unvermittelt murmelte Wipf aus einem fernen Gedankengang heraus: „Drunten setzen jetzt an den Bäumen schon die Aepfelchen an.“ Niemand nahm von dieser elegischen Bemerkung Notiz. Aber auch niemand von Schatzlis Beschwerde: Da liege man nutzlos auf Lager, aber wenn einem der Bruder auf den Tod erkrankte, sei nicht einmal Urlaub erhältlich. Es war nicht der leiseste Grund dafür, dass er gereizt zufügte, Wipf habe gut lachen. Weder hatte Wipf gelacht noch die geringste Lust dazu. Habe er etwa gut lachen, so machte er jetzt ärgerlichen Tones geltend, wenn er schon jetzt wetten könnte, aus dem Heiraten werde wieder nichts im Sommer? Den Meisterhans schien das nicht zu rühren, so wenig wie die andern seine eigne, übrigens schon sattsam bekannte Klage: Während einem da droben der Hintere an die Bank anfriere, schnappe einem drunten irgend ein frecher Zivilist die Anstellung weg — zum Dank für den Vaterlandsschutz!“ Andre müssen auch wieder von vorn anfangen“, fertigte ihn Schatzli ab. Meisterhans würgte seine Galle hinunter. Das Gespräch versickerte.

Als die Langeweile unaushaltbar wurde, rief er zu Leu hinüber, was sein Käseblatt Neues zu berichten habe? „Die alte Sauce, zehnmal aufgewärmt“. Mehr war aus Schweiger nicht herauszubringen. „Er mag uns wieder einmal kein Wort gönnen“ beschwerte sich der Frager. „Wozu willst Du den trostlosen Dreck aufgetischt haben?“ knurrte Leu. „Um die Fettrationierung zanken sie sich. Und das Mehl schlägt auf. Und immer die Schnorrerei über den „Graben“ zwischen Deutsch und Welsch... Und die neue Krankheit kommt näher, die spanische Grippe.“

Was das sei, fragte Schatzli. Er werde es vielleicht noch früh genug erfahren, meinte Leu. Damit hatte er nur zu recht; denn wie Tausende von andern Schweizern sollte der rosige, rundliche Schatzli im Spätherbst keuchend sich in Fiebern wälzen; der Tod streifte am Kopfkissen des Spassvogels, an der Schulter des würdigen Gmür vorüber; ein paar Tausend Kameraden legte er die kalte Hand aufs verzuckende Herz. Nicht den Patronen war bestimmt sich in die jungen kräftigen Körper zu bohren; ein

unsichtbarer, lautloser, winziger Feind, den kein Schützengraben, kein Stahlhelm abhielt, schlüpfte über die Grenzen des Landes, durch die Poren der Leiber und riss, als man aufatmend schon den Frieden winken sah, grausige Lücken in die lang geschlossenen Reihen.

Aber damals war die Botschaft von der „spanischen Grippe“ kaum der Beachtung wert und auf jene verdrossene Bemerkung Leus, er werde vielleicht noch früh genug erfahren, was das sei, gab Schatzli zurück, er wolle es auch gar nicht wissen. Warum er denn frage, brummte es hinter der Zeitung hervor.

Meisterhans warf einen Militärzwieback, an dem er genagt hatte, in die Ecke. „Diesen schimmligen Zementbrocken frisst nicht einmal der Hungerbühler.“ Und wirklich, der ewig Kauende kehrte nicht den Kopf; in Stumpfsinn versunken stocherte er mit dem Rütchen in der matter werdenden Glut.

Ein Spiel war zu Ende, die Karten lagen auf der Kiste. Gewohnheitsmässig strich Meisterhans sie zusammen, nahm einen Teil auf, liess ihn zurückblättern. Wipf schloss die Lider, drückte, die Ellbogen auf den Knien, seine Handballen in die Augenhöhlen. Ein Ekel hatte ihn erfasst: „Wenn ich die Deckel schliesse, seh ich nichts als dreckige Karten davor.“

„Und ich rote Grenzfähnchen“, gähnte Meisterhans.

„Wohl noch eine Erinnerung aus Deiner Sozi-zeit; oder kriegst Du einen Rückfall?“ Schatzli hatte spassen wollen; wider Willen kam sein Humor versalzen heraus. Und wie scharfer Essig des Meisterhans Replik: „Halt ich mir die Ohren zu, so hör ich nichts als Deine ranzig gewordenen Witze, Du ausgewachsenes Kompagniekalb.“

Schatzli erhob sich tief gekränkt über soviel Undank. Hielt er es doch für sein heiliges Amt, jedes Gericht mit der Würze seines Witzes schmackhaft zu machen. Mit tragisch gekräuselter Nase stierte er in den Nebel hinaus. Wipf warf die Karten auf die Kiste, Leu liess die illustrierte Zeitung vom letzten Jahr aus den Fingern gleiten, Hungerbühler stierte kümmerlich in die erlöschende Glut; hinten, im Halbdunkel, gähnte einer, ein anderer fluchte leis vor sich hin. Hundelaune, Hundelaune.

Schritte von draussen. Wachtmeister Hotz und drei Mann, darunter Gmür, kamen grusslos vom Patrouillengang zurück, schlüpfen gebückt durch die Tür, stampften den Schnee von

den Schuhen, schüttelten das Eis aus den Mänteln. Sie schienen erschöpft, durchfroren, missmutig. Gmür fragte nach dem aufbehaltenen Spatz; niemand nahm Notiz oder wollte davon wissen. „Saubere Kameradschaft, — alles wegzufressen“ fuhr er die andern an.

Der Wachtmeister hatte nach dem Thee im Kessel gesehen; er war erkaltet. Aus zornig geröteten Augen sah er auf das erloschene Feuer, den glotzenden Hungerbühler, die Mannschaft ringsum. Jetzt brach er los. „Himmelbombensakerment! Das Feuer ausgehen lassen! Früh und spät klönt ihr, dass ihr vor langer Weile krepirt, und doch klappert ihr lieber mit den Zähnen, als dass ihr ein Scheit unterlegt. Faule Hunde, alle miteinander!“

Schatzli wies auf Hungerbühler, der blöd und ängstlich das Gewitter über sich ergehen liess: „Und der da — hängt die Nase ins Feuer und verzettelt es mit seinem Stecken.“ Aber damit hatte er den Blitz nur aufs eigne Haupt herabbeschworen. „Und Ihr“ donnerte Hotz, „habt es bemerkt und habt's geschehen lassen.“ Und nun prasselte und hagelte es auf die Sünder nieder.

„Alte Giftkröte, der Hotz“ brummte Meisterhans durch die Zähne.

„Was gibts da zu maulen?“ fuhr der Wachtmeister herum. „Rrrruhe! Stellung annehmen, Kreuzhagel!“

Das tat seine Wirkung. Man fuhr auf, fuhr sogar mit den Schädeln derb gegen das niedere Schrägdach und liess, Hände an der Hosennaht, Hotzens Drohungen, er gebe die ganze Schwefelbande auf den Rapport, seine wütenden Blicke, sein unerschöpfliches Fluchregister über sich ergehen, bis sein Wortschatz und Atem erschöpft war und er grimmig den Rücken kehrte, um unterm Eingang nach Luft zu schnappen.

Verdrossen trat man von einem Fuss auf den andern, schob unfreundlich den Patrouillengängern Brot und Käse zu. Um die Kiste, auf der die Karten lagen, bildete sich eine leis und erregt gestikulierende Gruppe. Die Spannung entlud sich, als Meisterhans, der nervös ein Holzbeil in der Faust gedreht, damit jählings die Kiste samt den Jasskarten in Stücke schlug. Jetzt fuhrn alle gegen ihn los. „Das sind meine Karten. Bist Du besoffen, Meisterhans? — Das einzige, was uns Freude macht, zerstörst du noch.“ Man warf ihm die Fetzen ins Gesicht. „Zur Kompagnie herauswerfen sollte man diesen Lummel!“

Und nun erhob sich, um die Verantwortung für das erloschene Feuer, ein ebenso kleinlicher wie hitziger Streit, in dem keiner mehr zu Gehör kam, einer den andern wild am Aermel schüttelte und noch die Ruhigsten in Harnisch gerieten. Was ist mit mir? Ich kenne mich selbst nicht mehr! durchfuhr es Wipf, während er losbrach wie die andern. Ein böser Geist schien die ganze Mannschaft bis zur Unkenntlichkeit entstellt zu haben. Jeder schob jedem die Schuld in die Schuhe: Du bist gewesen!

„Um das geht es ja gar nicht“, hörte man Leus langsame tiefe Stimme, als der Zank sich erschöpfte. So, nicht um das Feuer? Um was denn ging es? „Um etwas ganz andres.“ Und es wurde stille, als er vergrämt zu erklären begann. „Ihr hat den Grenzkoller. Du hast ihn. Und der da hat ihn. Wir alle haben ihn, den Grenzkoller.“ Traurig liess er die Stimme sinken. „Ich hab ihn auch.“

„Beim Eid, er hat recht, der Leu“, tönte es jetzt. Und dann entschleusteten sich die lang angesammelten Fluten in wirrem Schwall. „Ein paar Wochen, hat's geheissen. Und dann ein paar Monate. Und jetzt sind ein paar Jahre ruiniert. — Die Stellung verloren — die Ausbildung verpfuscht — aus der Bahn geworfen — die Mutter tot — der Schatz weggelaufen. Heiraten? Häng das ins Kamin — Examen? schlag Dir das aus dem Sinn. — Das Amt? Ein anderer hat sich hineingesetzt. — Dass es just unsre Generation treffen muss! — Was können wir für den Krieg? — Ein Blödsinn, das Ganze. — Und der Grenzdienst erst recht! Wozu hocken wir hier überhaupt? — Was hat das alles denn für einen Sinn?“

Leu hatte eine leere Munitionskiste in die Nähe des Herdes geschoben, sich schwer drauf niedergelassen und begonnen, die vorjährige Illustrierte zu kleinen Kugeln zu ballen. Diese und die Splitter des zertrümmerten Jasstisches schichtete er gedankenvoll über der Asche auf.

„Ja, was hat das alles denn für einen Sinn?“ nahm er die Frage auf. „Zeit darüber nachzudenken hätten wir ja doch.“ Und während der Holzstoss sich unter seinen Fingern vergrösserte, brachte er langsam, zwischen nachdenklichen Pausen, ganz von innen her und als wäre es ein einsames Selbstgespräch, Satz um Satz hervor. Wipf hatte sich neben ihn gesetzt, etwas Holzwolle aus einem Behälter hervorgezupft und versonnen

unter die Späne gelegt. Einer nach dem andern kam näher, brachte ein Scheit, eine Schachtel, einen Wisch Papier mit, kauerte neben den beiden nieder und begab sich in den Bannkreis von Leus eintöniger Grübeleien.

„Zeit zum Nachdenken — die hätten wir ja doch. Aber jeder denkt und denkt ins gleiche Loch hinein und stochert in seinem hohlen Zahn auf dem blossen Nerv herum. Die Mutter verloren... Die Frau im Kindbett... Kündigung... Stundung... Betreibung... Untreue... Im Tal hätten wir alle Hände voll zu tun und droben fault einem die Haut von den Knochen. Die paar Gewehrgriffe klappen, felddüchtig, das wären wir, und das alles ist für die Katz. Die Zeit ist eingefroren. Sogar der Krieg ist eingefroren. Ein paar tausend Tote in jedem Tagesbericht. Für einen zerfallenen Schützengraben! Zehn Millionen in Bälde. Vier Jahre demnächst. Alles kurz und klein geschlagen, verwüstet, entmenschet. Und kein Ende noch abzusehen. Kein Silberstreif. Höchstens auf der Schläfe. Schatzlis Nase wird immer spitzer, Hungerbühlers Zahnstummel immer stumpfer. Am Ende kommen wir als alte Kracher nach Haus. Muss uns das nicht zuwider sein? Jawohl, zuwider zum Kotzen! Alles zuwider. Und ich mir selber am meisten.

Ich geh Dir auf die Nerven? Und Dir? Mit Recht. Die gute Kameradschaft ist in die Brüche gegangen. „Das Feuer“ — Leu wies mit müder Handbewegung zum Herd — „geht uns aus. Wir haben es verlöschen lassen. Was waren wir doch für andre Kerle bei der Mobilisation, und anno sechszehn noch.

Und wodurch sind wir so heruntergekommen? Durch den Dienst. Durch den Dienst fürs Vaterland. Das ist's, was uns tiefer als alles andre wurmt.“

Leu zuckte es in den Beinen, als wolle er sich ungeduldig erheben. „Wär's nicht das Gescheiteste, wir packten zusammen, reisten nach Haus?“ Betreten, beklemmt fast schielten die Hörer zu ihm hin. Was brachte der versonnene Leu alles aus sich zum Vorschein! Ihre eignen Gedanken. Darum nur standen sie im Bann seiner Rede.

„Weit und breit kein Feind. Um kein Haar wär's anders, wenn ich jetzt in Urlaub ginge. Oder Du, oder der da.“ Er zögerte, rieb sich das Kinn. „Ein paar andre müssten allerdings bleiben. Die werten Anwesenden ausgenommen, versteht sich.“ Es



klang etwas bedenklich, als er erwog, so ganz ohne Grenzbesetzung, das, zugegeben, wäre kaum ratsam, könnte Geschichten absetzen, Uebertritte, Grenzverletzungen. Man munkle ja von Plänen, weil die Fronten erstarrt seien, bleibe nur, dem Gegner in die Flanke zu fallen. Etwa durch die Schweiz, die reiche Schweiz hindurch. Verzweifelten sei alles zuzutrauen. „Ein gehöriges Häuflein müssen wir also“, so schloss er resigniert, „doch unter den Waffen lassen. Vielleicht sogar es verstärken. — Oder, glaubt Ihr, das hülfte doch nichts? Sollen wir die Flinte ins Korn werfen?“ Davon konnte natürlich nicht die Rede sein, die Frage wurde auch gar nicht ernst genommen. „Nun also, da gibts halt nichts andres als Durchhalten. Geduld, immer wieder ein Fuder Geduld.“ Alle umlagerten ihn jetzt eng geschart, als er sich jäh auf den Schenkel schlug und einem Stosseufzer Luft machte: „Manchmal, beim Eid, wär’s leichter dreinzuschlagen und draufzugehn als auf einer Kiste zu hocken oder sich die Beine zu vertreten. — Aber was wollt Ihr? Jetzt heisst’s eben sich die Beine vertreten, und unsern Feind, unsern einzigen zu zertreten! Dazu werden wir doch wohl noch im Stande sein, diesen vermaledeiten Grenzkoller kleinzukriegen, zu zerstampfen, hinunterzuwürgen.“

Wer hätte da widerreden wollen? Leu hatte einfach recht. Und ihr Schweigen bezeugte, dass sie sich auch einträchtiglich schämten, als er es unter ihrer Würde erklärte, dass sie sich vorhin wie-Weibsbilder herumgezankt und wie Schulbuben gegenseitig verklagt hatten: Der da ists gewesen!

„Wir alle sind’s gewesen“, bekannte er für alle, während er versuchte, mit einer vergilbten Zeitung die Asche anzufachen. „Wir alle haben ja das Feuer ausgehen lassen.“ Mit dieser schlichten Feststellung schien er zu schliessen. Und hatte er nicht mehr geredet als sonst in langen Wochen zusammen? Da beugte er sich vor. „Vielleicht ist es sogar noch da, das Feuer? Unter der Asche. Unter dem Koller. Seht Ihr?“ Wirklich, ein Flämmchen züngelte hoch, wuchs im Augenblick zur Flamme, die nahen Gesichter ringsum erhellend. „Und im Grund“, setzte Leu aufatmend hinzu, „ist ja alles noch da: Kameradschaft und Vaterlandsliebe.“ Seine Rede belebte, erwärmte sich wie ringsum der Raum.

„Und wenn eine Fremdmacht einbräche über die Grenze, ich

wette den Kopf: keiner, der sich nicht bis zum letzten Schnauf zur Wehr setzte, heisse er Leu, oder Hungerbühler, oder Meisterhans... Oder — möchtet Ihr Euch von fremden Regenten anschauen lassen? Und mit fremden Gemeinderäten tagen statt mit unserm Gmür? Und für fremde Generäle Kanonenfutter abgeben?" Kopfschütteln, Protestrufe zwischen Zorn und Lachen. „Oder wollt Ihr Eure Kinder von fremden Schulmeistern drillen, Euch selbst das freie Reden und Denken verbieten lassen? — Darüber braucht's doch kein Wort. Ginge es um das, allen Ernstes und mit Leib und Leben: vor unserm Tell und Winkelried brauchten wir uns bei Gott nicht zu schämen, — wenn wir auch oft mit unsern Helden nur grossgetan, und am Stammtisch und in Festreden unsre „Freiheit“ — er gab dem Wort einen falsch pathetischen Ton — als Phrase gebraucht haben.“

Enger ums Feuer geschart, der Glut die erwärmenden Hände hinhaltend, bezeugten die Kameraden durch Schweigen ihre Einigkeit. „Nein doch. Wir würden sie mit Nägeln und Zähnen verteidigen“, — nun tönte das Wort ganz schlicht, fast verschämt: — „unsre — Freiheit.“ Und recht nüchtern und alltäglich fügte Leu hinzu, darum müsse man nun eben noch ein Weilchen aushalten auf der Wacht, auch wenn einen die Kälte auf die Nägel beisse. Uebrigens — er sah sich um, alle die vorgestreckten Hände glänzten rot im Feuer — übrigens sei es ja schon ganz leidlich warm geworden.

Er schwieg. Diesmal offenbar endgültig. Der langen nachdenklichen Pause machte Schatzli ein Ende durch den Vorschlag eins zu singen. Wie immer: wenn es mit dem Reden nicht mehr gehen wollte, und bei Deutschschweizern war das oft genug der Fall, ging's mit dem Singen.

„Kennt Ihr das Beresina-Lied?“ fragte Leu, und liess sich, nachdem er vorsorglich noch einen dicken Knebel ins Feuer gelegt, die Handharmonika reichen. „Denen, die dort dabei waren, an der Beresina, sind nicht bloss die Fingerbeeren blaugefroren“ fügte er bei, während er mit den seinen schon auf den farbigen und schwarzen Tasten die Töne suchte.

„Unser Leben gleicht der Reise“ setzte Wipf mit seiner klaren Stimme ein. „Eines Wandrers in der Nacht“ nahmen die rauhen Kehlen das Lied auf.

„Jeder hat in seinem Gleise  
Etwas, was ihm Kummer macht.“

Und es klang zwar ungelent, etwas heiser und nichts weniger als wohltönend und melodisch, aber doch schon ganz tröstlich und glaubhaft, als die Kameraden, den Feuerschein auf Backen und Stirnen, die grauen Nebelschwaden im Rücken, zur Schlussstrophe ansetzten:

„Mutig, mutig, liebe Brüder,  
Gebt die bangen Sorgen auf!  
Morgen geht die Sonne wieder  
Freundlich an dem Himmel auf.“

## KLEINE RUNDSCHAU

---

### Hinweis auf deutsche Bücher

Zwei Bücher romantischen Ursprungs verdienen höchste Beachtung derer, die an Sein und Wirken künstlerisch Schaffender Anteil zu nehmen gewillt sind, nämlich W. H. Wackenroders Werke und Briefe und die Schriften und Briefe Philipp Otto Runge's, des Malers. Beide Bände sind recht dazu angetan, in eine Diskussion hineinzureissen oder vielmehr hineinhorchen zu lassen, in der eine edle Begeisterung für die Kunst so stark und bindend wirkt, dass die Vereinigung von Kunst und Leben überaus sinnvoll und überaus schön bewusst wird. Fürs erste entzückt der Briefwechsel zwischen Wackenroder und Tieck als Bild einer lodernen Freundschaft, wie sie glühender, schwärmerischer selbst im empfindsamen Zeitalter nicht gedacht werden könnte. Sie beglaubigt die Identifikation zweier Individualitäten, der beiden Seelen, die nur einem Gotte dienten, der Kunst, und das ist dem leuchtend Schönen in einer verzückten Ideenwelt. Der erste Herausgeber von Wackenroders, des Frühverstorbenen, Schriften war Tieck und konnte es in einer Weise sein, die das überzeugendste Denkmal einer Seelenfreundschaft wurde, indem er seinen Beitrag mit dem des Freundes legieren konnte, so sehr waren die beiden eine Einheit gewesen. Die Briefe zeigen als Inhalte dieselben Problemkreise, wie sie in Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ und den „Phantasien über die Kunst, für Freunde der Kunst“ erscheinen und zu denen der gemeinsame Besuch Nürnbergs die entscheidenden Anregungen gegeben hatte. Wackenroder ist einer der Entdecker jenes trächtigen Deutschtums, das in der Gestalt Dürers schon eine Vollendung ent-